# Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 19. Posen, den 18. September 1927


**Zur Beherzigung.**

Hell Gesicht bei bösen Dingen,
Und bei frohen still und ernst —
Und gar viel wirst du vollbringen,
Wenn du dies beizeiten lernst.

## Eine verunstaltete Frau.

Dem Holländischen nacherzählt von **Maria Niessen.**

(Nachdruck verboten.)

Es war nicht warm an diesem schönen Frühlingsabend. Draußen blühte zwar der Flieder, doch sah man die Herren im Winterüberzieher, den Kragen umgeschlagen, über die Straße gehen. In dem Wohnzimmer eines Hauses verbreitete der kleine elektrische Ofen eine behagliche Wärme, und hellblau brannte das Flämmchen unter der Teemaschine.

Am Fenster saß der Hausherr und las den Bericht des Fußballwettstreites. Auf dem Diwan saß die junge Frau, in eine Zeitung vertieft.

„Dieses Mal haben sie sie aber geschlagen," sagte der Mann, eben von seiner Zeitung aufsehend.

„Wirklich," ließ sich die Frau vernehmen.

„Wohl nicht glänzend, doch 2 zu 0," erwiderte der Mann.

„Oh," sagte die Frau etwas unbestimmt.

Sie tat immer so, als ob das Fußballspiel sie interessiere, doch um die Wahrheit zu sagen, es war ihr völlig gleichgültig, doch das ließ sie sich noch nicht merken, denn sie waren erst zwei Jahre verheiratet.

Jetzt war es wieder still; nur das Teelicht flackerte und der Ofen glühte.

Plötzlich ein Ausruf der Frau: „Oh, wie schrecklich!"

„Was ist denn geschehen?" fragte der Mann.

„Entsetzlich," antwortete die Frau, „ein Mädchen benutzte beim Feuermachen Petroleum, dabei fingen ihre Kleider Feuer und . . ."

„So was ist bei uns ja glücklicherweise ausgeschlossen, da wir ja nur elektrisch haben."

„Und nun ist sie mit Brandwunden bedeckt ins Krankenhaus gebracht worden," fuhr die Frau fort. „Ihr ganzes Gesicht ist verbrannt, und sie wird ihr Leben hindurch verunstaltet bleiben."

„Traurig," sagte der Herr, „traurig."

Seine Gattin versank in Nachdenken.

„Wenn nun mir einmal so etwas passierte," sagte sie dann langsam, „würdest du dann . . ."

„Aber Kind," sagte ihr Gatte, „das ist ja ausgeschlossen. Wir haben ja keinen Herd oder Ofen, wo so etwas möglich wäre."

„Ja, wenn es aber nun doch einmal passierte," sagte die Frau hartnäckig. „Würdest du mich dann noch lieb haben?"

„Natürlich. Wo denkst du hin?" sagte der Mann voll Ueberzeugung.

„Und wenn mein ganzes Gesicht verunstaltet wäre, dann auch?"

„Natürlich."

„Ist das auch wirklich wahr?"

„Selbstverständlich. Glaube mir doch."

„Aber wenn ich dann abscheulich, abschreckend aussähe? Würdest du mich dann auch noch lieb haben?"

„Aber bestes Frauchen, wenn du noch so verunstaltet wärest, würde ich dich doch nicht weniger lieben," sagte ihr Gatte mit Wärme. „Ich liebe dich doch nicht allein deines Gesichtes wegen. Ich liebe dich . . . um . . ."

„Ja, weswegen?" drang die Frau nun auf ihn ein.

„Um . . . ja, um alles, das weißt du doch wohl," sagte der Mann, der sich erhob, um neben ihr auf dem Diwan Platz zu nehmen.

„Was alles?" fragte die Frau weiter.

„Nun ja, alles," wiederholte der Mann. „Alles ist doch alles, deine Manieren, deine Stimme, dein Lachen, dein . . . dein . . . einfach alles."

„Ja, wenn ich aber ganz verunstaltet wäre, würdest du mich dann noch gerne haben? Würdest du wohl?"

„Nun höre doch auf, mein Lieb," sagte der Mann, während er ihr die Zeitung aus den Händen nahm und sie an sich zog. „Ich wiederhole dir, daß ich dich auch dann noch lieben werde, wenn du auch durch irgend einen Umstand gänzlich verunstaltet wärest. Ist es nun gut?"

Die Frau antwortete nicht sofort. Sie dachte einige Augenblicke nach.

„Ich kann es fast nicht glauben, daß ein Mann eine Frau noch lieben wird, wenn sie häßlich geworden ist," sagte sie dann. „Ich kann es nicht glauben. Und du?"

„Hm . . ." machte der Mann, der inzwischen wieder am Fenster Platz genommen hatte und den Bericht über das Fußballspiel weiter verfolgte, ohne auf die Worte seiner Frau zu hören, so daß er die Frage gar nicht richtig verstanden hatte. Um aber etwas zu sagen, erwiderte er einfach auf gut Glück: „Nein, das glaube ich auch nicht. Aber was ist denn jetzt wieder los?" fuhr er dann ganz überrascht über die Wirkung seiner Worte fort.

„Oh," schluchzte die Frau, „siehst du wohl, daß du dann nichts mehr nach mir fragen würdest, wenn mein Gesicht verbrannt wäre. Jetzt hast du dich selbst verraten. Was du zu erst gesagt hast, war nur, um mich zu beruhigen, um mir eine Freude zu machen. Oh, wie unglücklich bin ich!"

„Nun sei aber doch einmal vernünftig," bat der Mann, während er sie in seine Arme nahm. „Ich hatte dich eben gar nicht verstanden, da ich den Bericht weiterlas. Das meinte ich doch nicht so."

„Ja, das kannst du wohl jetzt sagen," erwiderte die Frau, noch immer schluchzend. „Doch, ich weiß es jetzt."

„Aber Liebste . . ."

„So sind die Männer; sie lieben die Frau, so lange sie hübsch ist, aber wenn sie . . . wenn sie häßlich geworden, dann wollen sie nichts mehr von ihr wissen. Oh, wie ab . . . scheu . . . lich."

„Aber, ich habe doch nie gesagt . . ."

„Oh, sei ruhig. Ich würde vor dir nicht den geringsten Widerwillen bekommen, wenn du verunstaltet wärest," sagte die nicht zu beruhigende Frau nachdenklich. „Im Gegenteil, ich würde dich noch mehr lieben. Nafür bin ich eine Frau. Aber Männer . . ."

„Nun höre aber doch einmal," sagte der Mann in entschlossenem Tone. „Hast du dein Gesicht verbrannt?"

„Nein, aber . . ."

„Oder findest du dich auf einmal selbst so häßlich?"

„Nein! Das . . . das stelle ich mir nur einmal so vor.

„Sei doch vernünftig. Du kannst dir ebenso gut einbilden, daß du unter die Straßenbahn oder ein Auto geraten würdest und dir ein Bein abgefahren würde, oder daß du ins Wasser fallen und ertrinken würdest. Weshalb tust du das? Und wenn du durch ein Unglück verunstaltet wärest, dann würde ich noch zehnmal mehr von dir halten."

„Zehnmal mehr?" wiederholte die Frau ungläubig.

„Ja, zehnmal mehr," versicherte der Mann noch einmal.

„Oh," schluchzte die Frau nun abermals, in Tränen ausbrechend, „wenn du dann noch zehnmal mehr von mir halten würdest, dann hältst du jetzt nicht viel von mir."

Langsam dunkelte es am kalten Frühlingsabend in dem Zimmer, wo das Teelicht flackerte, der Ofen behaglich brannte, die Frau still vor sich hin weinte und der Mann ratlos schwieg.

## Schutz vor Kinderkrankheiten.

Von Dr. Th. A. Maaß.

Die mit Hautausschlag auftretenden Kinderkrankheiten, wie Scharlach und Masern, gehören zu den ansteckendsten Krankheiten, die wir kennen. Haben sie erst einmal in einem kinderreichen Hause Eingang gefunden, so kommen alle Maßnahmen, die nicht erkrankten Kinder durch Fernhaltung und Trennung von dem Erkrankten vor Ansteckung zu schützen, meist zu spät. So hat bei vielen Eltern ein gewisser Fatalismus Platz gegriffen, der darin gipfelt, keine besonderen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, sondern es dem Zufall bzw. der Ansteckungsempfänglichkeit der einzelnen Kinder zu überlassen, „ob sie die Geschichte gleich abmachen" oder nicht.

Mag dieser Standpunkt bei Masern, der wenigstens für Kinder über vier Jahre meist eine durchaus harmlose Krankheit ist, hingehen, so kann er dem Scharlach gegenüber, der namentlich durch seine leider so häufig auftretenden Komplikationen stets als schwere

und bedrohliche Krankheit zu betrachten ist, keinesfalls gebilligt werden.

Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß die Serumforschung, die schon einst durch Auffindung des Diphtherieserums dem gefährlichsten Würgeengel unserer Kleinen erfolgreich entgegengetreten ist, nun auch in Bekämpfung und Vorbeugung der anderen Kinderkrankheiten einen großen Schritt vorwärts gekommen ist.

Das erst verhältnismäßig kurze Zeit bekannte und verwendete Heilserum gegen Scharlach hat, wie Prof. U. Friedemann, der Leiter der Infektionsabteilung des Virchow-Krankenhauses, feststellt, im weitesten Umfang das gehalten, was man von ihm verlangen und erwarten kann: Genügend früh und in richtiger Dosierung angewendet, führt es schnell und sicher Entfieberung und Abklingen der übrigen Krankheitserscheinungen herbei und beugt, indem es die im Körper kreisenden Krankheitserreger und ihre Giftprodukte niederringt, dem Auftreten gefährlicher Komplikationen vor. Der sogenannten Anaphylaxie, der durch frühere Einspritzung andere Poren tierischer Herkunft erworbenen Ueberempfindlichkeit, einer unangenehmen Begleiterscheinung aller Serumbehandlungen, kann durch leicht auszuführende Vorsichtsmaßnahmen vorgebeugt werden. Wenn auch für die verblüffend sichere Wirkung des Serums die frühzeitige Anwendung Bedingung ist, gelang es andererseits bisweilen noch, zu spät in einem trostlosen Zustand eingelieferte Kinder in überraschend kurzer Zeit zu vollkommener Genesung zu bringen. Interessant ist es, daß die bakteriologische Erforschung der Scharlacherkrankung auch neue, praktisch wichtige Gesichtspunkte über die Dauer der Ansteckungsgefahr gegeben hat. Man nahm bisher ganz allgemein an, daß ein scharlachkrankes Kind noch lange Zeit, mindestens aber bis zur vollkommenen Beendigung der im Verlauf der Heilung auftretenden Hautabschuppung als ansteckend zu betrachten ist. Jetzt hat sich herausgestellt, daß dieses Zeichen der absoluten Sicherheit entbehrt und an seine Stelle die bakteriologische Untersuchung der Rachenhöhle zu treten hat. Fällt die Untersuchung der von dort gewonnenen Abstrich-Präparate dreimal hintereinander negativ aus, so ist damit, unabhängig von der Dauer der Krankheit oder dem Zustand der Schuppung, ein sicherer Beweis erbracht, daß der Patient nicht mehr die Krankheit weiter übertragen kann. Durch diese sichere Untersuchungsmethode können die lästigen Absperrungsmaßnahmen, Unterbrechung des Schulbesuchs usw. bisweilen bedeutend abgekürzt werden.

Bedeutungsvoller noch als die Aufgabe des Heilens ist die des Vorbeugens. Wieweit diese in bezug auf die Scharlacherkrankung gelöst ist, mögen Zahlen beweisen: Von 800 mit dem gleich näher zu besprechenden Kindern erkrankten insgesamt 2 an einer ganz leicht verlaufenden Scharlachinfektion. In Friedemanns eigenen neuesten Versuchen kam unter 100 gefährdeten Kindern nicht ein einziger Fall von Ansteckung vor! Das Mittel, das diese ausgezeichnete Schutzwirkung besitzt, ist das Rekonvaleszentenserum. Bekanntlich bilden sich nach jeder ansteckenden Krankheit im Blut des Genesenden Schutzstoffe, die ihn, auf mehr oder minder lange Zeit, vor einer neuen Ansteckung mit der überstandenen Krankheit schützen. Unter Ausnutzung dieser Kenntnis wird das Vorbeugungsserum gegen Scharlach, dessen ausgezeichnete Wirkung eben beschrieben wurde, aus einer kleinen, dem genesenen Patienten vollkommen schmerz- und gefahrlos zu entnehmenden Blutprobe gewonnen. Nachdem dieses von einem bakteriologischen Institut auf ihre Freiheit von irgend welchen Ansteckungsstoffen geprüft worden ist, stellt sie, in geeigneter Verbereitung, das sichere Vorbeugungsmittel dar. Auch hier ist eine schleunige Anwendung notwendig, da die Zeitspanne zwischen Ansteckung und Ausbruch der Krankheit oft eine sehr kurze ist. Es soll daher im allgemeinen die ebenfalls auf bakteriologischem Wege mögliche Tatitellung, ob das gefährdete Kind überhaupt ansteckungsempfänglich ist, als zeitraubend unterbleiben und zur sofortigen Einspritzung des vollkommen ungefährlichen Rekonvaleszentenserums geschritten werden. Die Schutzwirkung dieser Maßnahme ist nur auf eine kürzere, jedoch für den Einzelfall ausreichend lange Zeit beschränkt. Die nächste Aufgabe der Serumsforscher wird es sein, eine Methode auszuarbeiten, die, wie die Pockenschutzimpfung, jahrelang, am besten zeitlebens vor Ansteckung schützt.

Die Vorbeugung der Masern hat insofern geringere Wichtigkeit, als diese Krankheit nach ihrem ganzen Verlauf wesentlich leichter und ungefährlicher ist als der Scharlach. Trotzdem kann es von Wichkeit sein, Kleinkinder von weniger als vier Jahren oder an sich schon schwächliche und kränkliche Kinder vor Masernansteckung zu schützen. Auch hier ist im Rekonvaleszentenserum ein Mittel zur Lösung dieser Aufgabe gegeben. Der Schwierigkeit, die zur Herstellung des Schutzmittels notwendigen Blutproben Genesener zu erhalten, ist man an einigen Orten auf dem Wege des Tauschverkehrs Herr geworden: Jeder Arzt, der von einem bakteriologischen Institut das Vorbeugungsserum entnimmt, verpflichtet sich dafür eine kleine Menge Blut von einem genesenen Patienten abzuliefern. Für die Fälle, in denen ein Rekonvaleszentenserum nicht zu beschaffen ist, ist man auf einen sinnreichen Ausweg gekommen: Unter dem Gesichtspunkt, daß schließlich ziemlich jeder Mensch einmal eine Masernansteckung durchgemacht hat, kann man auch im Blute eines jeden Schutzstoffe vermuten. Es genügt daher, irgend einer gesunden Person Blut zu entnehmen und dieses dem gefährdeten Kinde einzuspritzen. Jede Mutter wird selbstverständlich gern bereit sein, der gebotenen Gesunderhaltung ihres Kindes dieses kleine, vollkommen harmlose Blutopfer zu bringen. Diese Bluteinspritzung bietet keinen vollkommenen Schutz gegen die Ansteckung, jedoch ist in allen Fällen, in denen trotzdem eine Erkrankung eintritt, ihr Verlauf ein ganz außergewöhnlich milder und ist weiter für das ganze fernere Leben ein Schutz gegen erneute Ansteckung geboten.

# Ein Frauenstaat im Kaukasus?

Aus Rußland kommt eine erstaunliche Nachricht: Man will in Aserbeidschan einen Volksstamm entdeckt haben, der vollkommen dem entspricht, was wir unter einem Matriarchat verstehen, einen Volksstamm nämlich, in dem das Weib die unbedingte Vorherrschaft hat. Die Frau ist die einzige Stütze der Familie und verrichtet nicht nur die tägliche Arbeit im Hause, sondern betreibt auch allerlei Handwerke und verkauft ihre Waren selbst auf dem Markte. Der Mann spielt eine im höchsten Grade bedeutungslose Rolle im Leben des Stammes. Die Nachbarbevölkerung, die bei ihren Geschäftsverbindungen mit dem Stamme nur mit den Frauen in Berührung kommt, da die Männer und Söhne zu Hause bleiben müssen, hat dem ganzen Stamm den Namen „Yassai", das bedeutet: „Jungfrauenvolk", gegeben.

Nur die kleinen Mädchen helfen den Frauen bei der Arbeit, und die Frau, die ihre Familie nicht unterhalten kann oder nur schlecht unterhält, wird als „unehrenhaft" bezeichnet.

Der Yassai-Stamm wohnt in kleinen Gruppen in den Schluchten der Berge und verfügt im ganzen über etwa 150 Häuser. Man wird jetzt von russischer Seite den Versuch machen, die Sitten und Lebensführung sowie die historische Vergangenheit dieses bislang unbekannten Stammes zum Gegenstand eingehender Untersuchungen zu machen, was sicherlich durchaus erwünscht ist, da es sich um eine so fremdartig anmutende Staatsform handelt.

Aserbeidschan ist der frühere Name der nördlichsten Provinz von Persien, wird aber jetzt auch für den Sowjetstaat angewandt, der um die Hauptstadt Baku herum liegt und Georgien und Armenien umfaßt. Die Bevölkerung besteht zum größten Teil aus Tataren; daneben findet man verstreute Bestandteile kaukasischer Stämme. Die Zakataly-Berge, in deren Nähe man diesen merkwürdigen Staat entdeckt hat, liegen an der Südseite des Kaukasus in sehr wilder und unzugänglicher Gegend.

Die russische Nachricht ist insofern mit einigem Skeptizismus aufzunehmen, als der Kaukasus von den Engländern, Deutschen und namentlich den Russen sehr genau erforscht war, — doch ist es natürlich immerhin möglich, daß der verhältnismäßig kleine Stamm der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen ist. Ungewöhnlich ist die Staatsform des Matriarchats bei den Naturvölkern ja nicht. Die große schwarze Kultur vor der ägyptischen Herrschaft basierte ja ebenfalls auf dem Gedanken der Vorherrschaft des Weibes, dem alle wichtigen Aemter zufielen, während der Mann — fast wie im Bienenstaat — nur eine Nebensache war.

Schwarzseher wollen in unserer modernen Entwicklung eine Neigung sehen, dem Matriarchat zuzusteuern, weil die Frauen dank ihrer jüngeren und oft gesünderen Kraft bereits einen unverhältnismäßig großen Bezirk für sich in Anspruch nehmen, aber von unseren bescheidenen Formen der Frauenemanzipation bis zu dem wirklichen Matriarchat ist ein so großer Schritt, daß wir diese Umformung — glücklicherweise — nicht erleben werden. Denn was heißt Matriarchat? Es liegt nicht nur die Regierung in Frauenhand, sondern es gilt überhaupt Frauenrecht. Das Kind trägt und erbt nicht mehr den Namen des Vaters, sondern den der Mutter, die Geschlechterfolge wird also durchaus weiblich. Die Frau wählt den Mann, nicht umgekehrt. Die untergeordneten Arbeiten werden von den Männern erledigt. — Schon beginnt sich bei uns die Literatur mit dieser Frage zu beschäftigen, und wenn es bisher auch meist Lustspiele sind, die das Problem lächelnd abzutun versuchen, so haben sie doch immerhin einen kleinen Kern von Wahrheit in sich; man vergleiche das Vermeintliche Lustspiel „Doktor Bolbek und seine Gattin", das augenblicklich vielfach gespielt wird. Hier ist eine berühmte Advokatin, die für ihren Mann keine Zeit hat, so daß dieser, nach einem kurzen Zwischenspiel, schließlich zufrieden ist, wenigstens ihr Sekretär sein zu dürfen. — Sollte das Matriarchat im Kaukasus für uns etwas wie ein warnender Finger an der Wand sein? Sollte unser Kurs wirklich Tendenzen haben, unerfreulichen Zielen zuzusteuern?

# Müßige Frauen in Spielklubs.

Eduard Spranger sagt: „Von den Geschlechtern der Frauen hängt vor allem die sittliche Kraft eines Volkes ab." Und wer in den letzten zwei Jahrzehnten die Frauen Deutschlands zu beobachten Gelegenheit hatte, mußte die Tüchtigkeit der Frau im allgemeinen rückhaltlos bewundern. Als im Kriege die Männer fehlten, gab es keine noch so schwere und anstrengende Arbeit, die die Frauen nicht ausführten. Unvergeßlich der Anblick, wie sie Straßen pflasterten und die Müllabfuhr besorgten. Mancher Mann konnte es seiner tüchtigen Frau danken, daß er beim Heimkehren sein Geschäft im besten Gange fand. Aus dieser bewiesenen Zuverlässigkeit heraus entwickelte sich die spätere gute Kameradschaft zwischen den Eheleuten.

Kraß neben diesen tüchtigen, leistungsfähigen, wertvollen Frauen steht ein anderer Typ, den die Ausländer meinen, wenn sie an die Berliner beispielsweise die Frage stellen: „Berlin soll doch so interessante Frauenklubs aller Art, auch Spielklubs, haben; davon erzählt man im Auslande Wunderdinge!" Diese Klubs wollen die Ausländer kennen lernen. Die arbeitende Großstädterin, die ihrer Pflicht lebt, kennt diese Auswüchse des Nichtstuns nicht, aber der neugierige Ausländer spürt sie auf und erzählt davon. Da gibt es Spielklubs, in denen die Frauen nachmittags zum Tee zusammenkommen und mit 3 Mark Einsatz stundenlang spielen. Es gibt auch elegantere Abendklubs, in denen große Toilette erforderlich ist, wo nur Sekt getrunken wird und der kleinste Einsatz 20 Mark beträgt. Die Hauptbesucher dieser Spielklubs gehören

nicht etwa der Halb- und Lebewelt an, sondern sind Frauen reicher Kaufleute und Industrieller, die — indes die Männer das Geld verdienen — ihrerseits ein wenig dazu beitragen, es ins Rollen zu bringen.

Die Deutschen müssen sich damit trösten, daß sie mit diesen Auswüchsen nicht allein behaftet sind; fast im gesamten Ausland, besonders aber in England, wird über die wachsende Spielleidenschaft der Frauen geklagt, die ihre Zeit, die sie nicht nützlich verwenden können, am Spieltisch verbringen. Schon nehmen die Aerzte dagegen Stellung und erklären diesen „Zeitvertreib" für gefährlicher als selbst Alkoholgenuß und sonstige Nervenaufreizungsmittel. Wie Pilze sind diese Spielklubs aus dem Boden geschossen; die Frauen versetzen ihren Schmuck, um ihre Schulden bezahlen zu können. Ihr Haushaltungsgeld geht im Spielklub drauf, und oft leben sie in ständiger Angst, daß ihre Männer hinter ihre Schliche kommen. Das Bedauerliche ist ja, daß diese Spielleidenschaft nicht nur die Frauen ergreift, die es sich allenfalls leisten können, sinnlos Geld zu vertun, sondern daß auch die unbeschäftigten Frauen des Mittelstandes davon erfaßt werden, die dadurch ihre ganze Familie ins Elend bringen können, ganz wie die Trunksucht der Männer das Familienleben zerstört. Tag für Tag und Abend für Abend jagen die Frauen dem Glück fieberhaft nach, um so fieberhafter natürlich, je länger sie Verluste gehabt haben; denn nun hoffen sie auf den Glücksfall, der ihnen erlaubt, alle Schulden zu decken. Ich habe einmal beobachtet, daß eine dieser Frauen innerhalb einer halben Stunde 2000 Mark verlor.

Gefährlicher noch als die sozusagen öffentlichen Spielklubs sind die geheimen Spielervereinigungen, zu denen man nur mit Losungswort Zutritt erhält. Sie hausen in Privatwohnungen, die zu diesem Zweck — manchmal nur für einen Abend! — gemietet werden, und die Einsätze sind ungeheuer groß.

In London ist berechnet worden, daß es dort etwa 100 000 Gewohnheitsspielerinnen gibt und daß etwa 10 Millionen Mark (nach unserer Rechnung) allmählich ihre Besitzerinnen wechseln. Diese Zahl begreift natürlich die unzähligen Frauen nicht ein, die gelegentlich spielen.

Im Gegensatz zu Europa kennen die Vereinigten Staaten dieses Spiellaster der Frauen nicht, vielleicht, weil dort der Sport überwiegt, der eine Art Ersatz der Arbeit ist. Doch wird behauptet, daß die amerikanischen Frauen sich mehr mit religiösen und philosophischen Fragen beschäftigen und daher geistig vollauf in Anspruch genommen sind.

Daß es sich meist um kinderlose Frauen handelt, ist anzunehmen, denn Kinder, selbst wenn sie schon erwachsen sind, nehmen in den meisten Fällen das mütterliche Interesse — zumal bei deutschen Frauen — so stark in Anspruch, daß ihre Zeiteinteilung ihr die Teilnahme an Hazardpartien nicht erlaubt. Die Frauen, die diesem Laster verfallen sind, dürften schwerlich zu retten sein; ihre Seelen sind irgendwie leergebrannt, und sie haben sie mit dieser Seichtigkeit angefüllt. Es muß nur mit allen Kräften dahin gewirkt werden, daß der Nachwuchs diesen Spielhöllen fern bleibt.

## Warum heiratet man?

(Nachdruck verboten.)

Der eine freit um Dukaten,
Der andere nur um das Gesicht.
Der Dritte, weil es andere taten.
Der Vierte, weil's die Mutter spricht;
Der Fünfte tut's, um sich zu setzen,
Der Sechste denkt: Es muß so sein;
Der Siebente tut's ums Ergötzen
Der Achte, weil die Schulden schrei'n;
Der Neunte tut's nur um die Ahnen,
Der Zehnte, sich sein Glück zu bahnen;
Den Elften, Zwölften fragt: Warum?
Sie wissen's nicht; sie sind zu dumm!

Bremischer Kalender von 1671.

## Die praktische Hausfrau.

**Zahnschmerzen,** die rheumatischen Ursprungs sind, werden mit heißen Hafersäckchen behandelt. Man füllt den heißen Hafer in kleine Säckchen, die so warm als möglich auf die schmerzende Stelle gehalten werden; sie sind häufig zu wechseln. Auch ein heißes Fußbad, in das man eine Handvoll Salz gibt, tut gute Dienste.

**Die Beseitigung von Fleisch- und Fischgeruch.** Fleisch und Fische haben oft einen üblen Geruch, ohne daß sie irgendwie verdorben sind. Um diesen üblen Geruch zu beseitigen, nehme man ein Körnchen übermangansaures Kali und löse es in ein bis zwei Litern Wasser auf. Diese Mischung benutze man zum Abwaschen des Fleisches. Dadurch verschwindet der Geruch vollkommen. Bei Fischen kann man auch einige Stückchen frisch ausgeglühter Holzkohle mitkochen, um denselben Zweck zu erreichen. Jedenfalls wird auch das Mitkochen von gewöhnlicher Braunkohle empfohlen. Das erstgenannte Verfahren ist aber appetitlicher.

**Wie bleicht man Flanell?** Gelbgewordenen Flanell kann man wieder bleichen, indem man ihn einige Tage in eine Lösung harter Seife mit starkem Ammoniak legt. Man nehme 1¼ Pfund Seife, zwei Drittel Pfund Ammoniaklösung und 50 Liter weiches Wasser. Wer keine Lust oder Zeit hat, so lange zu warten, der kann eine schöne Bleichung des Flanells auch dadurch erzielen, daß er ihn in eine schwache Lösung doppelschwefelsauren Natrons legt, dem ein wenig Hydrochlorsäure zugesetzt ist.

**Mohrrüben** reinigt man am zweckmäßigsten, indem man sie in reichlich Wasser recht kräftig bürstet. Durch das übliche Schaben verlieren sie nicht nur an Geschmack, sondern auch erheblich an Nährwert.

## Für die Küche.

**Geflügelkotelettes.** Reste irgendwelchen Geflügels gibt man durch die Fleischmaschine, mischt sie mit gewiegten Champignons, etwas hellem Schwitzmehl, 1 Glas Wein, Fleischextrakt, zwei Eigelb, Salz, Pfeffer, Zitronensaft, nimmt gleichmäßig große Stücke davon, formt sie in einer Sülzkotelettform oder mit der Hand, paniert sie zweimal in Ei und geriebener Semmel und bäckt sie in heißem Fettbade goldbraun.

**Brombeerauflauf.** Brombeeren werden roh mit Zucker in eine feuerfeste, gebutterte Backform gegeben. Restlicher Milchreis daumendick darübergestrichen und eine Schaumomelettenmasse darübergegeben: vier Eidotter mit drei Eßlöffel lauer Milch, ein wenig Salz und einen gestrichenen Eßlöffel Mondamin quirlen, den steifen Eierschnee dazu und sogleich in die Form füllen in heißer Röhre backen. Für das Omlett ist zwei Finger breit Platz zu lassen. Sogleich mit Zucker bestreuen und auftragen.

**Honigersatz aus Hagebutten.** Einen sehr gesunden, wohlschmeckenden Brotaufstrich liefern uns die wildwachsenden Hagebutten, der im Geschmack echtem Bienenhonig kaum nachsteht. Die Früchte müssen gut reif sein, möglichst schon einen Frost bekommen haben, wodurch sie bedeutend süßer sind. Man entfernt von ihnen nur die schwarzen Blüten und Stiele, läßt die Früchte ganz. Man rechnet auf ein Liter Hagbutten zwei Liter Wasser, kocht sie damit etwa ½ Stunde und stellt sie zum völligen Garwerden über Nacht in die Kochkiste. Der Saft wird durch ein Tuch geseiht, wobei jedes Pressen der Fruchtmasse zu vermeiden ist, damit der Saft ganz klar bleibt. Den gewonnenen Saft, der eine schöne Goldfarbe und einen feinen Vanilleduft zeigt, kocht man nur mit Zucker — auf ½ Liter Saft 350 Gramm Zucker — zu Honigdicke ein. Der sich bildende Schaum wird sauber abgeschöpft, der Fruchthonig in kleine Glaskrausen gefüllt und mit Pergamentpapier zugebunden. Die im Tuch bleibende Fruchtmasse wird zu Suppen oder Tunken verwertet.

### Einmacheregeln für Marmelade und Saft.

1. Verwende nur tadellos frisches Obst zum Marmelade- und Saftkochen.
2. Verlies sorgfältig und tue jede schlechte und überreife Beere fort.
3. Wasche das Obst vor dem Kochen in mehrmals gewechseltem Wasser und laß es gut abtropfen.
4. Früchte, die schwer weichkochen (Stachelbeeren, Pflaumen, Birnen, Aepfel), drehe, bevor du sie zu Marmelade kochen willst, durch die Fleischhackmaschine.
5. Koche die Früchte zur Marmeladenbereitung zunächst ohne Zucker, eine halbe bis eine Stunde.
6. Gib dann Zucker hinzu und zwar am besten Pfund auf Pfund. Dies ist billig, denn du sparst Feuerung, da die Marmelade mit dem Zucker nur noch etwa fünf Minuten zu kochen braucht. Auch ist dies Rezept sehr ausgiebig, denn der Saft, der sonst verkocht, bleibt erhalten, und die Marmelade ist, der kurzen Kochzeit wegen, erheblich vitaminreicher.
7. Zur Saftbereitung koche die Früchte (ein viertel Liter Wasser auf ein Kilogramm Frucht) weich und lasse durch ein Tuch laufen, nicht pressen, da der Saft sonst trübe wird.
8. Koche den Fruchtsaft mit dem Zucker (auf ein Liter 600 gr eine viertel Stunde.
9. Fülle heiß in Gläser und Flaschen, die vorher mit Soda und heißem Wasser gründlich gereinigt wurden.
10. Bewahre das Eingemachte in trockenem, nicht zu warmem Raume auf.

E. Kanzow.

### Vom Heil- und Nutzwert der Brombeere.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem wirrstachligen Geäste der Brombeersträucher leuchten schon im späteren Hochsommer die braunglänzenden oder blaubereiften Beeren hervor, von denen der Botaniker nicht weniger als 300 Arten unterscheidet. Wenn die Brombeere auch im allgemeinen weniger Beachtung findet als die übrigen Waldbeeren, so steht sie in ihren guten Eigenschaften den anderen Beeren doch keineswegs nach. Sie enthält verhältnismäßig viel Zucker und nicht allzu viel Fruchtsäure, ihre Blätter geben einen wohlschmeckenden Tee und aus ihrem Saft läßt sich ein aromatisch duftendes Getränk herstellen, das, schweißtreibend und zugleich schleimlösend, bei Erkältungskrankheiten der Atmungsorgane heilsame Verwendung findet. In Zucker eingekocht liefert die Brombeere endlich auch ein Kompott von so fein würzigem Geschmack, wie kaum eine andere Walderdbeere. Der eigentliche Heilwert der Brombeeren liegt allerdings auf einem etwas prosaischen Gebiet: sie werden nämlich gern gegen die im menschlichen Darm schmarotzenden Würmer gebraucht. Ein alter Aberglaube verlangt, daß man die blaubereiften Brombeeren, die sogenannten Ackerbrombeeren, nach dem Bartholomäustage, dem 24. August, nicht mehr pflücken solle, weil von diesem Tage an der Teufel Macht über die bereiften Beeren hätte. Die wenig bestachelten, blaubereiften Beeren sind allerdings gegenüber den schwarzglänzenden, stark stachligen Sorten im Geschmack etwas feiner, aber die blaue Bereifung, die hauptsächlich mit der Bodenbeschaffenheit des Standortes zusammenhängt, hat auf den Geschmackswert der Brombeeren sonst keinen weiteren Einfluß.

Freund der Kinderwelt.

## Septemberwind.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Septemberwind! Septemberwind!
Was bist du für ein wildes Kind!
Du Sausekind vom Vater Sturm,
Der haust auf Berg und hohem Turm!
Du übermüt'ger Zweigerüttler!
Und Herbstes erster Blattabschüttler!
Du Firlefanz, der bunte Träume
Du hängst in Büsche und in Bäume!
Der du durchs Land flockst Wipfeltand
In bunten Farben allerhand!
Der du mit Gold tuschst Wald und Hain!
Der fort du trägst viel Vögelein!
Der du auf Stoppeln strolchst herum
Und hängst der Flur das Herbstkleid um.
Der Scheim du bist — und doch so lieb!
Und gern dem schenkst, der sagt: „O gib!"
Und der du deinen Gartengästen
Die reife Frucht langst von den Aesten!
Der du verteilst des Sommers Rest
Und rufst zum frohen Erntefest!
Septemberwind! Septemberwind!
Bist uns des Sturmes liebstes Kind!

## Das brennende Geld.

Drei Bauern kamen in einer Herbstnacht oder vielmehr früh, als es mehr gegen den Morgen ging, von einer Hochzeit geritten. Sie waren Nachbarn, die in demselben Dorfe wohnten. Als sie nun aus dem Walde kamen, sahen sie an einem kleinen Busche auf dem Felde ein großes Feuer, das bald wie ein glühender Herd voll Kohlen glimmte, bald wieder in hellen Flammen aufloderte. Sie hielten still und verwunderten sich, was das sein möge, und meinten endlich, es seien wohl Hirten und Schäfer, die das Feuer gegen die Nachtkälte angezündet hätten. Doch fiel ihnen bald ein, daß es am Schlusse des November war und daß in dieser Jahreszeit keine Hirten und Schäfer im Felde zu sein pflegen. Da sprach der jüngste von den dreien, ein frecher Gesell: „Nachbarn, hört! Da brennt unser Glück! Seid still und lasset uns hinreiten und jeder seine Taschen mit Kohlen füllen; dann haben wir für all unser Leben genug und können den Grafen fragen, was er für sein Schloß haben will!" Der Aelteste aber sprach: „Verhüte Gott, daß ich in dieser späten Zeit auf das Feld reiten sollte! Ich kenne den Reiter zu gut, der da ruft: „Hoho! hallo! halt den Mittelweg!" — Der zweite hatte auch keine Lust. Der jüngste aber ritt hin, und wie sein Pferd auch schnob und sich wehrte und bäumte, er brachte es an das Feuer, sprang ab und füllte sich die Taschen mit Kohle. Die anderen beiden hatte die Angst ergriffen. Sie waren in sausendem Galopp davongejagt. Er ließ sie traben, holte sie aber dicht vor Vilmnitz wieder ein. Sie ritten nun noch ein Stückchen miteinander und kamen schweigend in ihrem Dorfe an. Keiner konnte ein Wort sprechen. Die Pferde waren schneeweiß vom Schaum, so hatten sie sich abgelaufen und abgeängstigt. Dem einen Bauern war auch ungefähr so zumute gewesen, als hätte der Feind ihn schon beim Schopfe erfaßt. Als sie zu Hause anlangten, war lichter, heller Morgen. Sie wollten nun sehen, was ihr Begleiter gewonnen habe. denn seine Taschen hingen ihm schwer herab, so schwer, als seien sie voll der gewichtigsten Dukaten. Er langte hinein, aber o weh! er brachte nichts als tote Mäuse an den Tag. Die anderen beiden Bauern lachten und sprachen: Da hast du deine ganze Teufelsbescherung! Die war die Angst wirklich nicht wert! Vor den Mäusen schauderten sie zusammen, versprachen ihrem Gesellen jedoch, keinem Menschen ein Sterbenswort von dem Abenteuer zu erzählen.

Man hätte nun denken sollen, dieser Bauer mit den toten Mäusen hätte jetzt für immer genug gehabt. Er grübelte aber weiter über den Haufen brennender Kohlen und sprach bei sich: „Hättest du nur ein paar Körnlein Salz in der Tasche gehabt und sie geschwind auf die Kohlen streuen können, so hätte der Schatz wohl oben bleiben müssen und nicht weggleiten können!" Und bereits die nächste Nacht ritt er wieder aus, wenn auch mit großem Schauder und Grauen. Die Begier nach Geld war zu mächtig in ihm. Er sah es auch wieder brennen, und zwar genau an der gestrigen Stelle. Bei Tage war da aber nichts zu sehen gewesen, sondern sie war grasgrün. Er ritt hin, streute das Salz aus und füllte seine Tasche voll Kohlen. Dann jagte er im sausenden Galopp nach Hause, wo er niemand etwas erzählte. Zum Glück begegnete ihm auch keiner seiner Bekannten. Als er aber daheim nachsah, hatte er wieder nichts als Kohlen in der Tasche und ein paar Schillinge, die von den Kohlen geschwärzt waren. Er freute sich jedoch königlich, als sei dies der Anfang des Glückes und das Handgeld, das die Geister ihm gegeben. Die paar losen Schillinge behielt er nun stets in der Tasche, wenn er ausritt. Sie ließen dem armen Mann, der sonst ein fleißiger, ordentlicher Bauer war, keine Rast noch Ruhe mehr. Jede Nacht, die Gott werden ließ, trieb es ihn hinaus, so daß er dabei seine besten Pferde tot ritt. Man merkte es aber nicht, daß er Schätze fand, sondern seine Wirtschaft nahm von Jahr zu Jahr ab. Bis er schließlich auf einer Nachtfahrt verschwand. Von ihm und seinem Pferde sah man nie etwas wieder. Nur seinen Hut fanden die Leute im Schmachter See. Da muß der böse Feind den Bauer als Irrlicht hineingelockt haben.

## Augentrost.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten drei Kinder, das waren gar herzliebe Dirnen, daß ihnen jeder gut sein mußte, wer sie nur sah, und so schön wie der lichte Morgenstern. Wie aber das älteste sieben Jahr alt ist, wird's blind, und kein Doktor im ganzen Lande hat ihm sein Augenlicht wiedergeben können. Und just so ist's auch dem zweiten ergangen, und keiner kann ihm helfen.

Da ist das Herzweh über die Königin gekommen, daß sie sitzt und weint: „Es ist doch ein Jammer. Nun sitzen die Kinder zeitlebens in Finsternis und können das Licht nicht mehr sehen, und wie lange wird's noch währen, da wird auch unser drittes ums Augenlicht kommen!", denn das dritte war auch bald sieben Jahre alt.

Und weil die Aerzte ihm nicht helfen konnten, so ging die Königin zum Schäfer in die Heide. Und „Schäfer," sagte sie zu ihm, „nun sind schon zwei unserer Kinder blind, und das dritte wird's werden, eh' noch ein Jahr um ist. So helft mir doch, wenn Ihr könnt, daß sie das Augenlicht wiederkriegen, und das letzte es nicht verliert! Ich bitt' euch darum!"

„Das will ich gern tun, Königin!" sagte der Schäfer. „Weit, weit von hier liegt eine Wiese — im Gotterbarm. Da hängen tausend und tausend Tröpfchen den Pflanzen an den Stengeln und Blättern. Wenn Ihr euern blinden Kindern damit die Augen waschtt, so werden sie das Licht wiederkriegen, aber Ihr müßt sie selbst hinbringen. Und vergeßt nachher nicht, für euer Jüngstes ein paar Pflänzlein mit heimzunehmen, wenn es blind werden sollte!"

Da nahm die Königin ihre beiden Kinder bei der Hand und wanderte mit ihnen durch die Heide — sieben Tage und sieben Nächte, ob sie mit ihnen ins Gotterbarm gelangen könne.

Da kam sie auf eine große, große Wiese, und tief tausend helle Tropfen hingen an den Grashalmen. Das waren die Zähren, die die Mütter in der Nacht geweint hatten, dieweil sie ihr Erstgeborenes zur Welt brachten.

„Das wird das „Gotterbarm" sein," denkt die Königin und wäscht ihren Kindern die Augen mit den Tropfen. — Aber sie wurden nicht sehend.

Und so wandert sie abermals weiter, sieben Tage lang. Aber ihr zweites Kind hat nicht mehr mitgekonnt, so matt ist's von dem weiten Weg. So hat sie's auf den Arm genommen und tragen müssen. Das andere aber führt sie an der Hand.

Da ist sie wieder auf eine große Wiese gekommen. Und wieder haben hier tausend und aber tausend helle Tropfen an den Halmen geschimmert. Das sind die Schmerzens-Tränen gewesen, die die Mütter in der Nacht geweint haben, derweil sie ihr erstes Kind auf die Totenbahre legen.

„Nun wirst du im „Gotterbarm" sein!" denkt die Königin und wäscht ihren Kindern die blinden Augen mit den Tropfen. Es hat aber nichts geholfen.

Und so wandert sie nochmals weiter sieben Tage lang. Nun ist aber auch ihr Aeltestes so matt, daß es keinen Fuß mehr hat vor den anderen setzen können, und sie hat's auch auf den Arm nehmen müssen und trägt nun ihre beiden Kinder, und hat kaum noch von der Stelle gekonnt, so sauer ist ihr der Weg geworden.

Da ist sie zuguterletzt auf eine Wiese gekommen, die ist noch viel größer gewesen als die beiden anderen, und die Tropfen, die an den Stengelein und Blättern hängen, leuchten in der Morgensonne wie funkelnder glutroter Wein. Das sind die blutigen Tränen gewesen, die die Mütter in der Welt um ihre Kinder geweint haben, die sie verlassen und gehen in die Welt und fragen nichts mehr nach ihnen, nicht im Leben und im Sterben.

Da ist die Königin wirklich drin gewesen im „Gotterbarm". Und wie sie nun ihren Kindern die Augen mit den blutigen Mutterträhen wäscht, da haben sie ihr Licht wiedergefunden und sind wieder sehend geworden.

Und die Königin ist voller Freude mit ihnen nach Haus gezogen und hat von den Pflänzlein, daran die blutigen Tränen hängen, so viel mitgenommen, als sie nur hat tragen können, und sie haben das Pflänzlein „Augentrost" genannt. Und so heißt's noch heut. Viele nennen es auch „Gotterbarm".

Und seine Heilkraft für die Augen hat es bewahrt. Und in seinen Blüten finden sich noch heute die Fleckelchen, wo die blutigen Mutterträhen gehängt haben.

Theodor Krausbauer.